

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 64 (1955)
Heft: 5

Anhang: Bilder

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bild oben. Schon vom ersten Tag seines Lebens an wurde der kleine Smithy Menuhin von Schwester Marie gepflegt und betreut. Er ist ein fröhliches, liebes Kerlchen. Nur ein wenig älter, ist sein Vater schon als Wunderkind von Konzert zu Konzert gereist. Haben die Kinder seine Begabung geerbt?



Die Familie Menuhin wohnt in einem modernen Landhaus in Alma, Kalifornien, umgeben von einem ausgedehnten Park mit alten Bäumen, Rasen und vielen Blumen. Im Sommer herrscht frohes Leben im grossen Schwimmbecken.



Bild unten links. Schwester Marie mit Yehudi Menuhins zweitem Sohn Jeremy an der Küste des Stillen Ozeans. Da Frau Menuhin jeweils ihren Gatten auf den Konzertreisen begleitet, ist Schwester Marie die Verantwortung für die beiden Knaben Smithy und Jeremy während Wochen und Monaten überbunden, so dass sie den Kindern oft Mutter, Betreuerin und Erzieherin, kurz, alles sein muss. Sie fühlt sich mit ihnen sehr verbunden und schreibt an die Mutter: «Es ist wirklich an jedem Tage schön mit diesen Kindern.»

Ab und zu erkrankt eines der beiden Kinder, wie das bei Kindern auf der ganzen Welt geschehen kann. Trotz Mumpf und Schmerzen, dickem Verband und geschwellenem Gesicht findet Smithy noch Grund genug zu lächeln.





Elisabeth Maire-Schärer schreitet am Tag ihrer Hochzeit glücklich am Arm ihres Mannes ins neue Leben.



Frau Loti Zingg-Schwab ist glückliche Mutter von vier prächtigen Kindern. In der Essecke ihres gepflegten Dielsdorfer Heims darf das Töchterchen beim Füttern des Jüngsten helfen, während die beiden Buben wohl draussen im Garten wirken und tollern.

Bild links unten. Wernerli Haug spielt fürs Leben gern Theater. Er ist ein zweiter Jackie Coogan. Am liebsten erlebt er mit Innigkeit das Heidi. Das Mami hat ihm dazu ein Hütchen gemacht. Unser Bild zeigt ihn beim Abschied von Fräulein Rottenmeier in Frankfurt.

Elisabeth Haug-Friedrich, die Frau unseres Zentralsekretärs, mit Wernerli, als er noch ein wenig kleiner war. Heute kriecht der zweite Sohn, der kleine Christoph, auf dem Stubenboden herum.



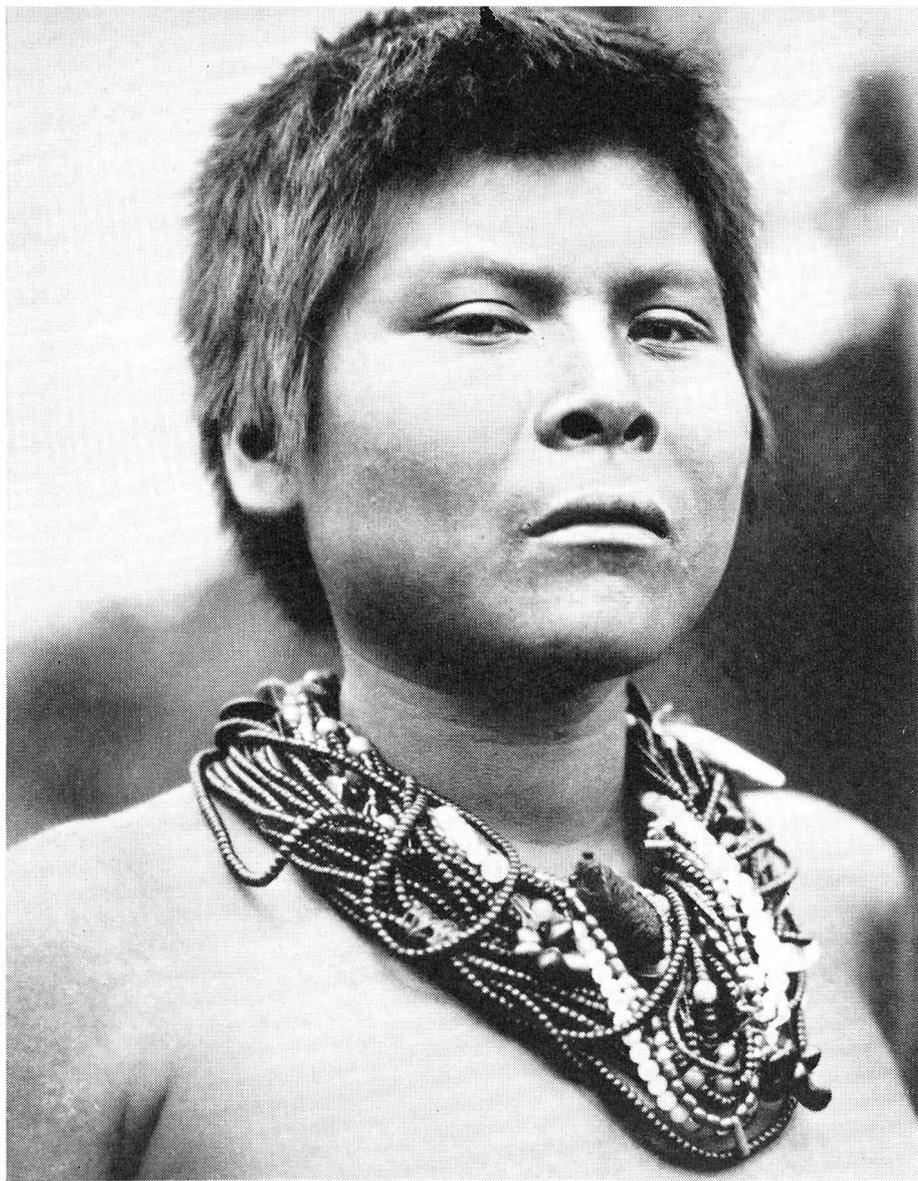


Bild links. Eine junge Motilon-Indianerin. Die Motilonen haben struppiges, hartes Haar, sind misstrauisch und dem Fremdling nicht zugewandt. Die Frauen tragen stets reichverzierte, bunte Glasperlenketten, mit Metallplättchen durchsetzt. Der Oberkörper ist nackt. Um die Hüften schlingen sie ein zum Teil zeretztes Tuch. Die Frauen sind gute Korbflechterinnen. Nebst ihren Kindern tragen sie oft ungeheure Lasten; sie verrichten die Hauptarbeit.

Bild Mitte. Ein Indianer aus Zentralgoajira. Die Goajira-Indianer sind zugänglich, halten aber zähe an den überlieferten Bräuchen fest. Manch ein Goajira besitzt eine grosse Pferdeherde, die seinen ganzen Stolz und seine Freude bildet.

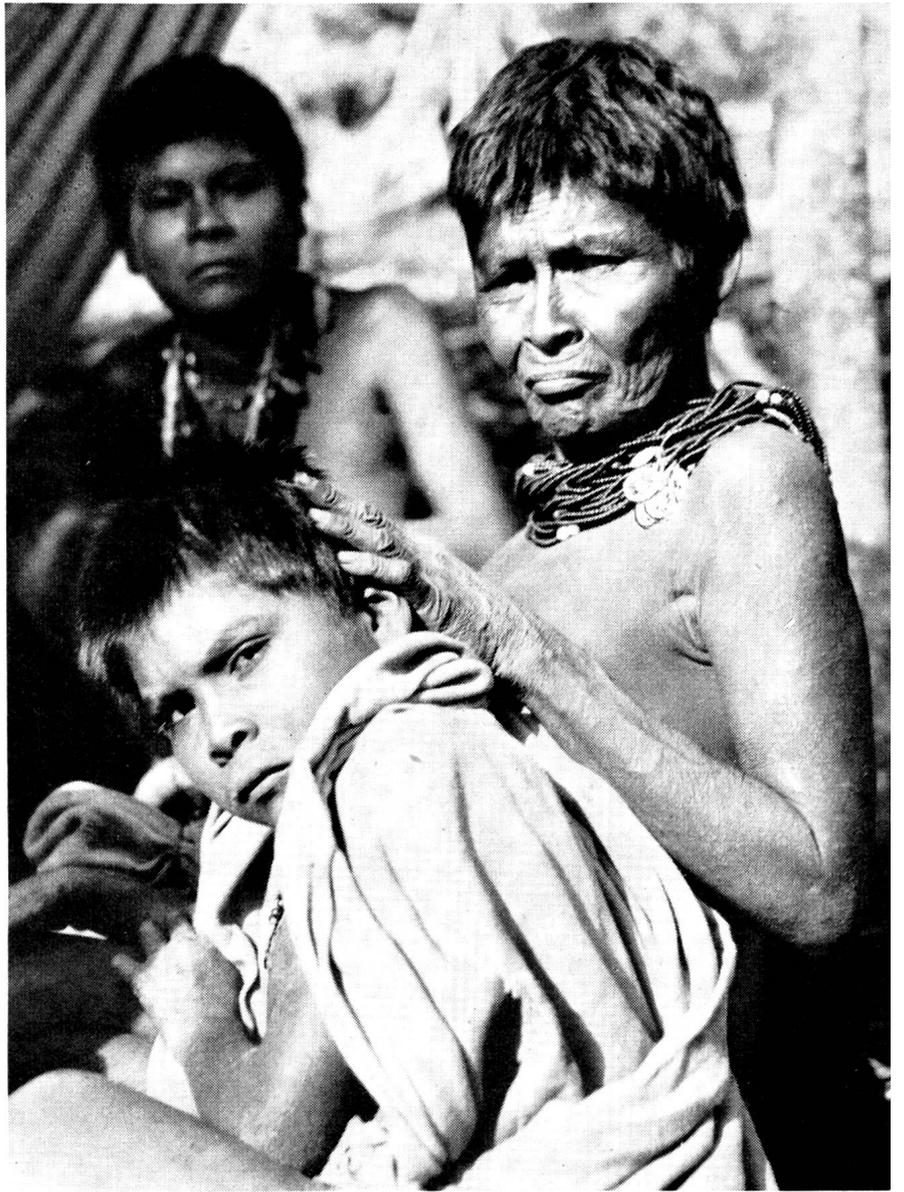
Bild oben rechts. Eine Motilon-Indianerin laust ihren Enkel; der Ertrag der Jagd wird mit dem grössten Vergnügen verspiesen. Während die Männer meistens nackt herumlaufen, werden die Kinder bei frischerer Witterung in Tücher gehüllt.

Schwester Bertha, die sich zurzeit in Guatemala-City aufhält, findet anlässlich ihrer Reisen die Indianer Zentral- und Südamerikas unvertraut. Sie betrachtet sie nur aus der Ferne, und doch gibt es, nebst den gefährlichen Stämmen, auch solche freundlicherer Art. Wohl nirgends findet man den Indianer der Zivilisation so nah und zugänglich und doch zugleich so frei und ungestört in seinen alten Bräuchen lebend wie bei den Goajira-Indianern. Diese leben auf der Halbinsel von Goajira, die heute zu Kolumbien gehört. Ueber die richtige Landesgrenze hat lange Streit geherrscht, bis schliesslich die Schweiz als Schiedsrichter angerufen wurde. Eine Schweizer Kommission hat darauf die heutige Grenze festgesetzt.

Die Goajira-Indianer sind Viehzüchter; ihr Land ist wüstenartig und trocken. Sie haben sich eine erstaunliche Reinheit ihrer Kultur und Unabhängigkeit der Gesinnung bewahrt. Sie sind stolz, aber von angeborener Höflichkeit.

Ganz anders sind die Motilon-Indianer; sie sind unzugänglich und wild. Die Oelgesellschaften mussten wegen ihrer hartnäckigen Angriffe schon manch ein gut eingerichtetes Camp verlassen. Die Motilonen stammen wahrscheinlich von den Arawaken Guayanas ab, während diese als Nachkommen der Karaiiben betrachtet werden. Ihr Wohngebiet, die Sierra de Perija, ist feucht, ungesund, in den niedrigeren Regionen mit dichtem, undurchdringlichem Urwald bedeckt und grössten Teils noch unerforscht.

Weniger gefährlich, in einigen Siedlungen sogar freundlich und harmlos sind die Motilon-Indianer vom Rio Yasa, «Pariries» genannt. Die Gegend ist hier wunderschön und unseren Alpen ähnlich. Die Pfade zu den Indianerdörfern spotten indessen jeder Beschreibung, und ihr Begehen ist mit grössten Strapazen verbunden. Für den Ethnologen müssten alle die verschiedenen Stämme reichstes Studienmaterial bieten.



Ein Indianerdorf an der Laguna de Ticacas. Fotos W. Lüthy.





Als wir Schwester Ruth W. aufsuchten, die im neuen Anna-Seiler-Haus des Inselspitals in Bern pflegt, erwartete sie uns an der Türe des neuen Schwesternhauses A in nächster Nähe ihres Spitals. Sie führte uns in ihr reizendes Einzelzimmer, hatte den Tisch hübsch gedeckt und lud uns zu einem Mittagskaffee ein: liebenswürdige Gastgeberin im eigenen gepflegten Reich.



Dann führte sie uns durchs ganze Haus. Jedes Schlafzimmer ist gleich möbliert: helle Möbel, bunte Gewebe für Vorhänge, Teppiche, Bettdecke, Tischdecke und Kissen. In jedem Stockwerk fanden wir einen Wasch-, Putz- und Plättchenraum, wo die Schwestern ihre persönliche Wäsche besorgen und auch die Schuhe aufbewahren können.

Zu jedem Stockwerk gehört ferner auch eine blitzsaubere, modernst eingerichtete kleine Küche. In ihr bereiten die Schwestern an den Freitagen ihre Mahlzeiten oder kleine Zwischenverpflegungen zu. Dank dieser Küche können sie auch Gäste bewirten.





Zwei grosse Schwesternhäuser und ein Angestelltenhaus sind, neben dem Anna-Seiler-Haus, in gleicher Weise gebaut worden. Jede Schwester hat ein eigenes Zimmer, die Zimmer gegen Westen — und das sind die meisten — mit kleinem Balkon. Den Schwestern der Ostzimmer ist in jedem Stockwerk eine breite, lange Südterrasse mit Liegestühlen zum Verbringen der Freizeit reserviert. Eine Nordterrasse je Stockwerk dient zum Aufhängen der persönlichen Wäsche. Auf jedes Stockwerk entfallen Badezimmer, Duschräume und einige W.C.

Die schönste Ecke des Hauses, mit einer grossen Glastüre auf einen Westbalkon und einer ebenso grossen auf die breite Südterrasse, wird in drei Stockwerken von je einem hübsch möblierten Aufenthaltsraum und in den andern drei Stockwerken vom Zimmer der Oberschwester eingenommen. Im Aufenthaltsraum treffen sich die Schwestern zu einer Plauderstunde, zum gemeinsamen Handarbeiten oder beim Empfang gemeinsamer Gäste. Die Schwestern schätzen ihr schönes, modern eingerichtetes und bequemes Haus. Immer mehr verschwinden die früher so schlechten Schwesternunterkünfte, so dass auch in dieser so wichtigen Frage in den letzten Jahren entscheidende Fortschritte erzielt werden konnten. Fotos Henn SWB und Meyer, Bern.





Eine Blinde wäscht einen «Patienten», nachdem sie ihm fachgemäss das Frottier­tuch umgebunden hat.



Eine andere Blinde übt das Einschlagen der heissen Gummibettflasche so in ein Tuch, dass es sich im Bett nicht verschieben kann. Damit wird Gewähr geleistet, dass sich der Patient nicht brennt.

Bilder aus dem Kurs zur Einführung in die Häusliche Krankenpflege, vom 3.-18. Mai 1955 in Zürich an Blinde erteilt



Das Einlöf­feln von Flüssigkeiten, auch beim liegenden Patienten, das selbst bei sehenden Pflegepersonen einige Geschicklichkeit voraussetzt, wurde von den Blinden von Beginn an ausgezeichnet vorgenommen. Sie stütz­ten die linke Hand mit der Tasse leicht an die Kinnkerbe des Patienten und fanden so mit der rechten Hand ohne weiteres den Mund. Fotos Hans Staub, Zürich.